

16. August 2020 | 10. Sonntag nach Trinitatis



Unbedingt barmherzig
(Römer 11, 25-32)

Eine Arbeitshilfe zum Israelsonntag 2020

Unbedingt barmherzig (Römer 11, 25-32)

Eine Arbeitshilfe zum Israelsonntag 2020

Herausgeber: Haus kirchlicher Dienste der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers

Verantwortlich: Evangelisch-lutherische Landeskirche Hannovers, Evangelische Kirche im Rheinland, Evangelisch-Lutherische Kirche in Bayern, Begegnungen von Christen und Juden e.V.

Redaktion: Wolfgang Hüllstrung (Beauftragter für Christlich-Jüdischen Dialog der Ev. Kirche im Rheinland), Prof. Dr. Ursula Rudnick (Arbeitsfeld Kirche und Judentum im Haus kirchlicher Dienste der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers) (v. i. S. d. P.), Dr. Axel Töllner

Layout: Evangelische Medienarbeit; HKD (12632)

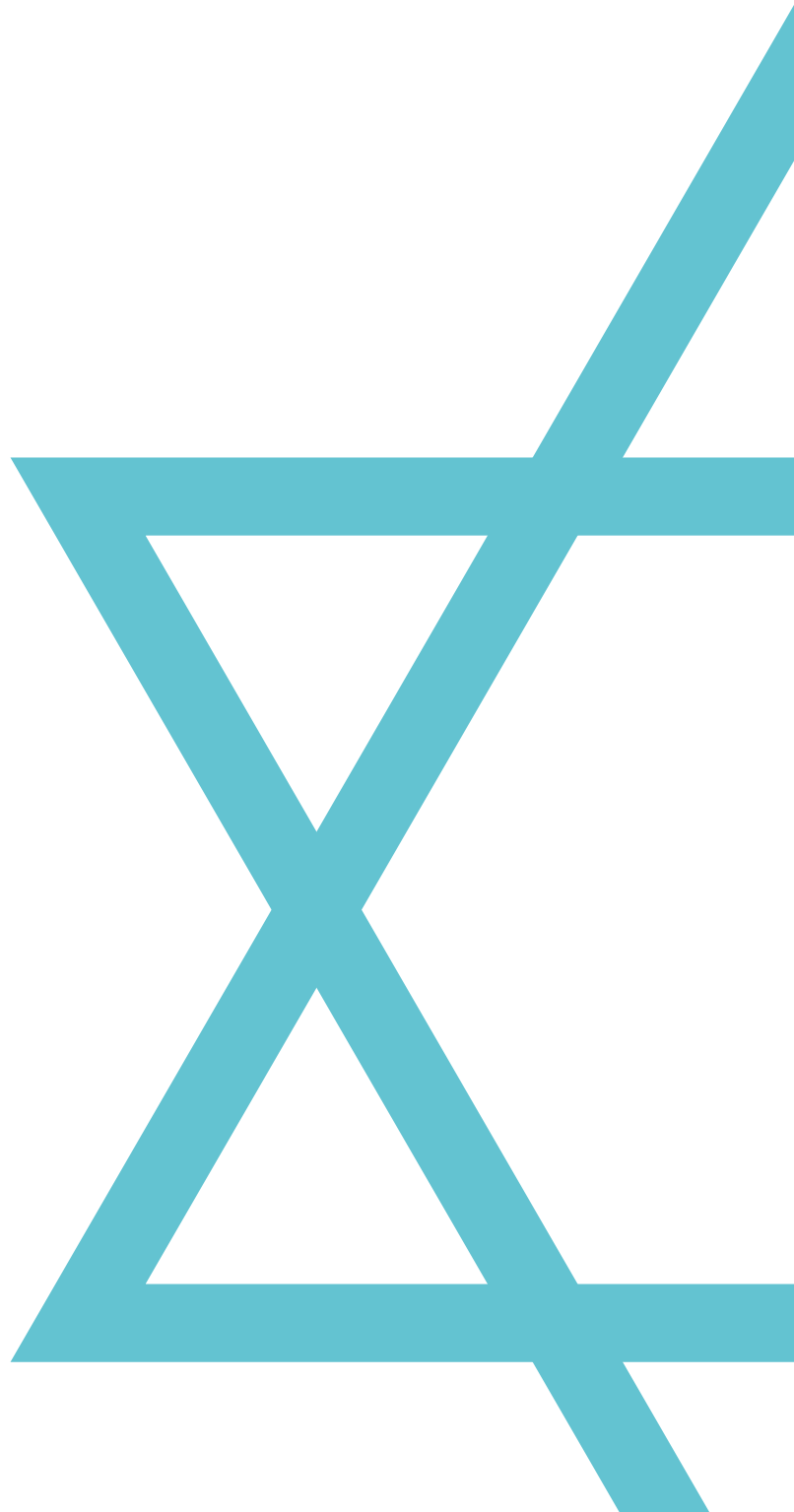
Druck: MHD Druck und Service GmbH, Hermannsburg; gedruckt auf Recyclingpapier aus 100% Altpapier

Auflage: 1.000 Exemplare

Ausgabe 2020

Inhaltsverzeichnis

- 1 Vorwort
- 3 Paulus im jüdischen Denken
David R. Langton
- 9 (Ein) christliches Ja zum jüdischen Nein
Hans-Peter Heinz
- 17 Auslegung von Römer 11,25-32
Kathy Ehrensperger
- 21 Liturgie und Predigt
Daniela Koepler
- 26 Die Autorinnen und Autoren



Liebe Leserinnen und Leser,

beim Israelsonntag 2020 wird (wieder einmal) derjenige Text aus dem Corpus Paulinum im Mittelpunkt stehen, der als *locus classicus* des jüdisch-christlichen Dialogs gelten kann: Römer 9-11 bzw. daraus der Schlussabschnitt Römer 11,25-32.

Dass es lohnt, sich immer wieder neu mit diesen Kapiteln des Römerbriefs auseinanderzusetzen, hat nicht zuletzt das vom Reformierten Bund angeregte Karl-Barth-Jubiläum 2019 vor Augen geführt, das an das Erscheinungsjahr der ersten Ausgabe von Barths *Römerbrief* anknüpfte. Denn unabhängig davon, wie man Karl Barths Israel-Theologie theologiegeschichtlich einordnet: Deutlich ist, dass sie aus einer intensiven Lektüre der drei Kapitel des Briefs an die Römer heraus entwickelt ist. Und das gilt eben auch nach Barth für jede und jeden, die oder der sich um eine erneuerte Israel-Theologie bemüht: an diesem biblischen Grundtext führt kein Weg vorbei.

Das vorliegende Heft möchte Hintergrundwissen, theologische Gedanken und praktische Anregungen dafür bieten, den Gottesdienst am Israelsonntag inspiriert von Römer 11,25-32 (und seinem größeren Kontext) zu gestalten. Dazu unternimmt *David Langton* einen Durchgang durch die vielfältigen und zum Teil widersprüchlichen Paulusbilder, die man im Judentum in verschiedenen Jahrhunderten antrifft und die vom Bild des „Zerstörers des Judentums“ bis hin zur Verortung „in einem ausdrücklichen jüdischen Kontext“ rangieren. Der Artikel von Langton ist ein Vorabdruck aus der deutschen Übersetzung des *Jewish Annotated New Testament*. Wir möchten damit auch Interesse wecken für dieses für den christlich-jüdischen Dialog grundlegende und wegweisende Werk, das 2021 erscheinen wird. *Hanspeter Heinz* ruft mit einem eher grundsätzlichen theologischen Artikel aus römisch-katholischer Sicht die sog. „Lehre der Verachtung“ in Erinnerung und entwickelt Kriterien für eine nicht-antijudaistische, strikt theozentrische Christologie. Sein Fazit: „Das verweigerte Ja Israels zu Jesus von Nazareth kann auch von Christen als Treue zur jüdischen Tradition gewertet werden. Denn Gott bleibt dem Sinai-Bund treu.“ *Kathy Ehrensperger* präsentiert eine Vers-für-Vers-Lektüre des griechischen Textes von Römer 11,25-32. Dabei streicht sie einerseits die Bedeutung dieses Textes „für ein christliches Selbstverständnis ohne Antijudaismus“ heraus, weist andererseits aber auch auf die Problematik der Sprache des Paulus hin (z. B. in solchen Ausdrücken wie "Verhärtung Israels" oder "Feinde um euretwillen"). *Daniela Koeppler* gibt kreative Beispiele dafür, wie man in Liturgie und Predigt den Gedanken der einen Gemeinde in zweierlei Gestalt - Israel und die Kirche aus den Völkern - umsetzen kann. Den vier Autorinnen und Autoren sei ganz herzlich gedankt!

Ihnen, den Leserinnen und Lesern, wünschen wir eine anregende Lektüre, gute Vorbereitungen auf den Israelsonntag 2020 und einen gesegneten Gottesdienst.

Ihr/e



Wolfgang Hüllstrung



Ursula Rudnick



Axel Töllner

„Bis zur Aufklärung wurde er weitgehend ignoriert, und erst im 19. Jahrhundert erwachte im Gefolge der protestantischen Bibelwissenschaft das jüdische Interesse an seiner Person. Danach wurde Paulus oft zur Zielscheibe beißender Kritik, weil er das Heidenchristentum gegründet habe, unter dessen Einfluss die leidvolle Geschichte des Judentums ihren Lauf nahm. Im Gegensatz zu Jesus, der im Großen und Ganzen als ein guter Jude angesehen wurde, zieht Paulus bis heute Feindseligkeit und Misstrauen auf sich.“

Daniel R. Langton

Das jüdische Interesse am Apostel Paulus ist größtenteils ein modernes Phänomen. Generell haben Juden den Völkerapostel verdächtigt, ein sich selbst hassender Jude und der „wahre“ Gründer der christlichen Religion zu sein. Besonders für die traditionelle Feindschaft des Christentums gegenüber dem Gesetz wurde er verantwortlich gemacht.

Die rabbinische Literatur erwähnt Paulus nirgends namentlich, obwohl sich einige rabbinische Texte auf ihn beziehen könnten. Paulus könnte im Hintergrund der folgenden Aussagen stehen: „Wer die heiligen Dinge entheiligt und die Halbfeiertage verachtet und seinen Nächsten öffentlich beschämt, wer den Bund Abrahams, unseres Vaters, bricht oder wer Gesetzesinterpretationen offenbart, die nicht der Halacha entsprechen, ...“ (mAv 3,11); „dieser Mann hat sich selbst von der Beschneidung und den Gesetzen der Tora entfernt“ (*Ruth Rab. Peticha* 3); ein Schüler Gamaliels, der die Lehren seines Meisters „verspottete“ und sich beim Lernen als respektlos erwies (bSchab 30b; vgl. Apg 22,3). Alle diese Texte stammen aus der Zeit vor 200 u.Z., und falls sie sich auf Paulus beziehen, spiegeln sie eher eine vage Kenntnis der christlichen Lehre wider und kein detailliertes Wissen über Paulus.

Ähnlich könnte man hoffen, frühjüdische Ansichten über Paulus unter den *Ebioniten* zu finden, jüdischen Anhängern Jesu in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung, die Jesu Messianität bejahten, nicht aber seine göttliche Natur. Der Bischof Epiphanius berichtet im 4. Jahrhundert, dass sie glaubten, Paulus, ein heidnischer Konvertit aus Tarsus, sei ein abgewiesener Verehrer der Tochter des Hohenpriesters gewesen, der sich, „als er das Mädchen nicht bekommen konnte, in Zorn flüchtete und gegen die Beschneidung, den Sabbat und das Gesetz schrieb“ (*Panarion* 30,16,6–9). Jedoch darf man solche tendenziösen Äußerungen kaum als historisch vertrauenswürdig

einstufen; jedenfalls gibt es keine Belege dafür, dass sie einen prägenden Einfluss auf das jüdische Denken hatten.

Trotz seiner Bedeutung für die christliche Theologie kommt Paulus auch in mittelalterlich-jüdischen Streitschriften gegen das Christentum nicht vor. Dies kann schlicht und einfach auf Unkenntnis zurückzuführen sein, auf willentliches Ignorieren eines bedrohlichen Gegners oder – am wahrscheinlichsten – auf das Bewusstsein, dass es politisch gefährlich war, sich mit solch einer christlichen Autorität auseinanderzusetzen. Trotz allem gab es einzelne Autoren, die ihn kurz erwähnen: Dabei handelt es sich einerseits um Karäer, d.h. Juden, die die Lehrautorität der Rabbinen und das rabbinische Recht ablehnten, wie z. B. der Iraker Jacob Kirkisani (10. Jh.), Juda ben Elija Hadassi in Konstantinopel (12. Jh.) oder der Litauer Isaac Troki (16. Jh.). Andererseits erwähnen ihn unbedeutendere Gestalten, die in der relativen Sicherheit muslimischer Länder lebten. Zu nennen wären hier z.B. der Iraker Ibn Kammuna in Bagdad (13. Jh.) oder Konvertiten.¹ Eine Ausnahme bildet die kurze, verworrene Notiz in der anonymen Schrift *Toledot Jeschu* (Geschichte Jesu), einer populären Polemik, die irgendwann in der Spätantike unter Rückgriff auf frühere Traditionen verfasst worden war, von denen manche bis ins 2. Jahrhundert zurückreichen könnten. Fassungen der *Toledot* aus dem 13. Jahrhundert berichten, dass die jüdischen Gelehrten „jene, die Jeschu als dem Messias folgten, von Israel trennen wollten und einen gebildeten Mann, Simeon Kepha, um Hilfe baten.“ Simeon Kepha meint hier Simon, genannt Petrus, den Apostel Jesu. In Jesu Namen habe Simeon Kepha neue Feste eingeführt und die Beschneidung und Speisegesetze abgelehnt. Die *Toledot* setzen hier Petrus mit Paulus in eins: „Alle diese neuen Gebote, die Simeon Kepha (oder Paulus, wie er bei den Nazarenern hieß) sie lehrte,

¹ z. B. der Iraker Al-Mukammis im 9. Jh., der zum Christentum übertrat, bevor er sich dem Judentum zuwandte, oder Profiat Duran, der in Spanien im 14. Jh. zwangsweise zum Christentum konvertiert war.

sollten dazu dienen, diese Nazarener vom Volk Israel zu trennen und die internen Streitigkeiten zu beenden.“

Das grobe und unvollständige Bild, das vereinzelte vormoderne jüdische Traditionen von Paulus zeichnen, ergibt einen Erfinder nichtjüdischer Lehren wie der Trinitätslehre, des Sühnetods Christi und des Zölibats, der zudem den Festkalender verändert habe. Sein antinomistisches (gegen die Tora gerichtetes) Missverständnis der Heiligen Schrift habe ihn dazu verleitet, Praktiken abzulegen, die das Judentum traditionell von den anderen Völkern unterschied. Aber solch ein Bild war keineswegs weit verbreitet.

Im Gegensatz dazu sind die jüdischen Diskussionen um Paulus während der frühen Aufklärung bemerkenswert positiv. Der niederländische Philosoph Baruch Spinoza (1632–1677) betont in seinem *Theologisch-Politischen Traktat*, dass Paulus eher aus Vernunft als aus Offenbarung heraus gesprochen habe, und hält ihn für den philosophischsten der Apostel. Spinoza spricht hier jedoch als Philosoph, nicht als Theologe. Obwohl er 1656 aus der Amsterdamer jüdischen Gemeinde vertrieben worden war, konvertierte Spinoza nicht zum Christentum, und so ist es sinnvoll, seine Haltung zu Paulus als Zeugnis zumindest einer möglichen jüdischen Sichtweise zu betrachten. Der deutsche Rabbiner Jacob Emden (1697–1776) argumentierte in seinem *Seder olam rabba wesuṭai*, dass Paulus den jüdischen Glauben nicht habe verunglimpfen wollen, ja „die Tora nicht (einmal) im Traum“ habe „zerstören wollen“ und in Wahrheit „in den Vorschriften der Tora wohlbewandert“ gewesen sei. Während Spinoza für ein nichtjüdisches Publikum schrieb, Emden dagegen die polnisch-jüdischen Autoritäten beraten wollte, verfolgen beide Würdigungen dieser zentralen Gestalt des Christentums die strategische Absicht, Anschlussfähigkeit zur nichtjüdischen Welt sicherzustellen.

Im 19. Jh. sah die deutsche protestantische Bibelwissenschaft das Christentum in wachsendem Maße als ein Produkt der universalistischen Lehren des Paulus an. Dem Klischee nach verwandelte Paulus den Glauben Jesu in den Glauben an Jesus. Unter den frühesten jüdischen Vertretern dieser Position

befand sich Heinrich Graetz (1817–1891), dessen extrem einflussreiche *Geschichte der Juden* (1853–1876) Paulus als „Erfinder“ des Christentums präsentierte. Graetz unterschied darin dessen vordergründige jüdische Bildung von Jesu Großherzigkeit und ethischer Reinheit und behauptete, Paulus sei durch seine antinomistische Theologie zum „Zerstörer des Judentums“ geworden.

Da die deutsche christliche Theologie die Rolle des Paulus bei der Integration heidnischer Elemente in die Religion Jesu hervorhob, ist es nicht überraschend, dass der bekannte amerikanische Reformrabbiner Kaufmann Kohler (1843–1926) in seinem Artikel über *Saulus von Tarsus* in der *Jewish Encyclopedia* (1901–1916) gnostischen Einfluss und die hellenistischen Mysterienkulte für viele der Lehren des Paulus verantwortlich machte. Sogar der deutsche Philosoph Martin Buber (1878–1965), dessen Bekenntnis zum interreligiösen Dialog über jeden Zweifel erhaben ist, stellte den Glauben (hebr. *emuna*) Jesu als jüdischen Glauben, der ein Gottesverhältnis und Gottvertrauen implizierte, dem Glauben (griech. *pistis*) des Paulus als christlichem Glauben gegenüber, der auf dem Glauben an ein Dogma basierte.

Soweit man überhaupt von einem modernen volkstümlichen jüdischen Paulusbild sprechen kann – da er nur selten auf der Agenda der jüdischen Kultur auftaucht –, wird der Apostel nicht nur als Urheber des Christentums angesehen, sondern auch als jüdischer Selbsthasser. 2012 verunglimpfte Shmuley Boteach (geb. 1966) in seinem populärwissenschaftlichen Buch *Kosher Jesus* Paulus als einen „mutmaßlichen Konvertiten zum Judentum, der die Tora nicht kannte, ja vielmehr die Leugnung der Tora und nicht einmal die Lehren Jesu predigt“, denn Letzteren sieht Boteach als weisen und gebildeten Rabbi an. Substanziellere Kritik kann man dagegen in den Schriften des ehemaligen Oberrabbiners der Vereinten Synagoge im Vereinigten Königreich, Jonathan Sacks (geb. 1948) in seinem Buch *Not in God's Name* (2015) finden. Wenn er als Jude etwa lese, wie Paulus an einigen Stellen über die beiden Söhne Abrahams mit Sara und mit Hagar urteile und dabei beanspruche, dass Paulus' eigene Anhänger die Kinder der Freien seien, während die unter dem Gesetz Stehenden die der

Sklavin seien (Gal 4,21–31), dann fühle sich das für ihn an „wie eine Enterbung, eine Verletzung, ein Identitätsdiebstahl. Dies ist meine Vergangenheit, sind meine Vorfahren und meine Geschichte, und hier behauptet Paulus, dies sei alles nicht meines, sondern sein Eigentum und das all seiner Weggefährten.“ Schlimmer noch, was Paulus über das Gesetz in Röm 9–10 und 13 schreibt, legt Sacks zufolge nahe, dass Paulus geglaubt habe, dass Juden, die ihrem Glauben treu blieben, von Gott nicht nur zurückgewiesen, sondern von ihm regelrecht *gehasst* würden. Sacks verurteilt Paulus insbesondere deshalb aufs schärfste, weil er die Versuche, Juden auszurotten, in kausalem Zusammenhang mit den Lehren des Apostels sieht. Diesen Schluss zog er 1993 in seinem Buch *One People? Tradition, Modernity, and Jewish Unity*, in dem er Paulus als „Architekten einer christlichen Theologie“ beschreibt, „die sich dünkt, dass der Bund zwischen Gott und seinem Volk nun zerbrochen sei“. „... Paulinische Theologie zeigt so vollständig, wie weit die Lehre einer zweiten Erwählung vom Judentum entfernt war und welche katastrophale Auswirkungen sie für das Judentum hatte. *Keine andere Doktrin hat mehr jüdische Leben gekostet.*“ [Hervorhebung D.L.]

Unter dem Einfluss der traditionellen lutherischen Lehre, Paulus habe durch den Glauben an das erlösende Opfer des Messias die Freiheit vom unterdrückerischen Joch des Gesetzes gebracht, verurteilte bis vor kurzem die Mehrheit jüdischer Kommentatoren seine offensichtliche Ablehnung der Tora, die sich in Aussagen wie „die Macht der Sünde ist das Gesetz“ (1Kor 15,56) und „die aus dem Gesetz Werken leben, die sind unter dem Fluch“ (Gal 3,10) widerspiegelt. Der rumänische Gelehrte und Wortführer des nordamerikanischen konservativen Judentums, Solomon Schechter (1847–1915), fasste das jüdische Erstaunen über Paulus' offensichtliche Feindschaft gegenüber dem Gesetz in seinem Werk *Some Aspects of Rabbinic Theology* (1909) perfekt in Worte: „Entweder muss die Theologie der Rabbinen falsch sein, ihre Gottesvorstellung minderwertig, ihre Leitmotive materialistisch und ungehobelt und ihre Lehren frei von Enthusiasmus und Spiritualität, oder der Apostel der Völker ist ziemlich unverständlich.“ Jüdische Forscher verstanden die antinomistische Einstellung des Paulus entweder als eine opportunistische Strategie mit dem Ziel, Heiden zu bekehren

(Heinrich Graetz und Joseph Klausner), als Ergebnis eines erbitterten Konflikts mit zeitgenössischen Juden (Kaufmann Kohler), als eine fälschliche Reaktion gegen Legalismus oder „Werkgerechtigkeit“ (Martin Buber und Claude Montefiore) oder als Frustration des Paulus, weil er die Gebote der Tora nicht einhalten konnte (Hyam Maccoby, Emil Hirsch, Samuel Sandmel).

Einige jedoch, unter ihnen der deutsche Reformrabbiner Leo Baeck (1873–1956), argumentierten, dass Paulus authentisch jüdisch geblieben sei. In seinem Artikel von 1952, *„Der Glaube des Paulus“*, legt Baeck dar, Paulus habe wie viele seiner Zeitgenossen erwartet, dass das Gesetz am Beginn des messianischen Zeitalters transzendiert (und nicht abgelöst) werde; der einzige Unterschied sei, dass für ihn dieses neue Zeitalter mit Jesus schon angebrochen sei. So sei es für ihn nicht unjüdisch gewesen auszurufen: „Alles ist mir erlaubt!“ (1Kor 6,12), denn das sei der rabbinischen Lehre sehr ähnlich, dass es in den „messianische[n] Tage[n] ... weder Verdienst noch Verschuldung“ gebe (bSchab 151b). Viele erkannten bei Paulus in gewisser Weise eine ähnliche Einstellung wie im Reformjudentum des 19. Jahrhunderts, wenn er offensichtlich bereit war, einer universalen Dimension gegenüber den partikularistischen Elementen der Halacha (des Religionsgesetzes) den Vorrang einzuräumen. Während Traditionalisten solche Einschätzungen zurückwiesen (im Jahr 1925 denunzierte der anglo-orthodoxe Oberrabbiner Joseph Hertz die Reformbewegung als „Echo des Paulus, des christlichen Heidenapostels“), vertraten manche Erneuerer wie Claude Montefiore, Hans Joachim Schoeps, Samson Raphael Hirsch, Joseph Krauskopf und Isaac Meyer Wise die Ansicht, Paulus habe ein zutiefst jüdisches Anliegen verfolgt mit seinem Bestreben, den Heiden die grundlegenden Lehren des Judentums zu vermitteln. Angesichts seines Erfolgs erwogen sie die Frage, ob man in dieser Hinsicht von seinen Methoden lernen könne.

Moderne Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler interessieren sich auch für Geschlechterfragen und Paulus' Einstellung zu Frauen. Im Gegensatz zu christlichen Feministinnen, die meinen, dass der Apostel aufgrund seiner rabbinischen Erziehung Frauen Beschränkungen auferlegt habe, verweist Amy-

Jill Levine (geb. 1956) auf den Anachronismus dieses Vorwurfs: Paulus gehörte ihr zufolge keiner rabbinischen Schule an, auch stamme die rabbinische Literatur, die für diese These ins Feld geführt wird, aus einer wesentlich späteren Zeit. Sie führt außerdem an, dass Paulus mit Leiterinnen der Diasporasynagogen vertraut gewesen sein muss und auch in seinen Gemeinden Frauen in Leitungspositionen anerkannte (z.B. die Diakonin Phoebe oder die Apostelin Junia [Röm 16]). Man könnte sogar von einer Art jüdischer Wiederentdeckung des Juden Paulus reden. Daniel Boyarin (geb. 1946) betont, dass die Paulusbriefe („die spirituelle Autobiographie eines Juden aus dem ersten Jahrhundert“) Paulus als Juden zeigen, dem sehr viele der Herausforderungen begegnen, denen sich Juden auch heute ausgesetzt sehen, obwohl Paulus das Gesetz für problematisch hielt. Darüber hinaus habe er als „Kulturkritiker“ durch die richtigen Fragen (besonders in Sachen Universalismus und Geschlechterfragen) die Beziehung der Juden zur nichtjüdischen Welt zum Thema gemacht. Diese Tendenz der Forschung findet mit Pamela Eisenbaum (geb. 1961) ihren vorläufigen Abschluss. Sie vertritt in ihrem Buch *Paul Was Not A Christian* von 2009 die These, dass „Paulus zweifelsohne jüdisch [war] – in ethnischer, kultureller, religiöser, ethischer und theologischer Hinsicht.“ Ihrer Meinung nach bietet Paulus mit seiner Lehre vom zweifachen Heilsweg – die verschiedene Wege zu Gott für Juden und Heiden propagiert – wichtige Anstöße für den religiösen Pluralismus, da er eine Art universales Heil voraussetzt, das ohne die Notwendigkeit einer „Konversion“ von einer Religion zur anderen auskommt.

Das traditionell negative jüdische Paulusbild neigt dazu, die Wurzeln des Paulus in der Diaspora zu betonen und ihn in einer grundlegend heidnischen Umwelt zu verorten. Kohler und Buber verorten den „Paulinismus“ (d. h. die pessimistische Übertreibung der Macht der Sünde und den Glauben an die Knechtschaft unter die kosmischen Mächte) in einer heidnischen Welt des Götzenopfers, der Mysterienkulte und dämonischen Mächte. Dieser Ansatz fand seinen endgültigen Ausdruck in der eigenwilligen Theorie des ukrainischen zionistischen Autors Micha Joseph Berdyczewski (auch Berdichevsky, später Bin-Gorion; 1856–1921), der die These aufstellte, Saulus und Paulus seien verschiedene

Personen gewesen, der eine ein Jude, der andere ein heidnischer Priester aus Damaskus. Damit verfolgte er die Absicht, die grundsätzlich nicht-jüdischen Ursprünge des Apostels und somit des Christentums selbst freizulegen. Der orthodoxe englische Gelehrte Hyam Maccoby (1924–2004) sah die heidnischen Wurzeln des „Erfinders des Christentums“ erwiesen in seiner dürftigen Nachahmung rabbinischer Argumentationsweisen (z. B. in Röm 7,1–6, wo er die Grenzen des Gesetzes diskutiert). Deshalb könne er kein Jude gewesen sein, und noch viel weniger Pharisäer.

Andere hatten weniger Schwierigkeiten damit, Paulus in einem ausdrücklich jüdischen Kontext zu verorten. Als hellenistischen Juden verstanden ihn neben anderen der Gründer des englischen Liberalen Judentums, Claude Montefiore (1858–1938), und der führende amerikanische Forscher zu jüdisch-christlichen Beziehungen, Samuel Sandmel (1911–1979). Montefiore führte Paulus' offensichtliches Hadern mit dem Judentum und dem Gesetz auf seine Erfahrungen mit dieser minderwertigen (hellenistischen) Form des Judentums zurück; daher solle man Paulus nicht als einen Feind des rabbinischen Judentums sehen. Andere – von Wise im Jahr 1883 bis zum amerikanischen Wissenschaftler Alan Segal (1945–2011) im Jahr 1990 – schreiben Paulus eine Erziehung im jüdischen Mystizismus zu. Dabei verweisen sie auf seine Vision des Paradieses in 2Kor 12,2 („Ich kenne einen Menschen in Christus; vor vierzehn Jahren – ist er im Leib gewesen? Ich weiß es nicht; oder ist er außer dem Leib gewesen? Ich weiß es nicht; Gott weiß es –, da wurde derselbe entrückt bis in den dritten Himmel.“). Hugh Schonfield meinte sogar in seinem 1946 erschienenen Buch *The Jew of Tarsus: An Unorthodox Portrait of Paul*, dass der Brief des Paulus an die Römer Parallelen in Teilen der jüdischen Liturgie habe.

In noch jüngerer Zeit hat der Mainstream der neutestamentlichen Wissenschaft den bisher angenommenen antinomistischen Charakter des paulinischen Denkens in Zweifel gezogen. Mit diesem Trend sind eine Reihe jüdischer Forscher verbunden: So hat beispielsweise Mark Nanos (geb. 1954) sogar behauptet, dass Paulus die Tora komplett befolgt und dies von anderen jüdischen Anhängern Jesu in gleicher Weise erwartet habe.

Nanos interpretiert die negativen Bemerkungen des Apostels über das Gesetz im Römerbrief als Ausdruck des Rechts der Völker, Jesus zu folgen, ohne das Gesetz einhalten zu müssen, und weniger als Ausdruck der Unzufriedenheit mit dem Gesetz an und für sich, obwohl man – im Schema des Apostels – erwartete, dass rechtschaffene Heiden die Regelungen von Apg 15, die den Noachidischen Geboten nahekommen, einhalten. Ähnlich weist Paula Fredriksen (geb. 1951) darauf hin, dass Paulus sich gegenüber Heiden (nämlich den Galatern) gegen die Beschneidung und gegen Opfer für heidnische Götter (1Kor 10) ausspricht und an und für Heiden (i. e. die Galater) über die Gerechtigkeit außerhalb des Gesetzes schreibt. Gleichzeitig nenne er die Tora „was Gott geredet hat“ (*ta logia tou theou*, Röm 3,2) und den Gott Israels den einzig lebendigen und wahren Gott (1Thess 1,9). Nach Fredriksen lässt sich Paulus nur unter der Voraussetzung verstehen, dass die Jesusbewegung lediglich eine von vielen Erscheinungsformen des Judentums in der Zeit des Zweiten Tempels war. So schließe die Überzeugung des Apostels, die Heidenchristen müssten nicht erst Juden werden, keineswegs aus, dass er selbst die Tora befolgte, und seine gesetzesfreie Heidenmission könne durchaus mit apokalyptischen jüdischen Hoffnungen in Einklang gebracht werden, dass Heiden *als Heiden* in das Königreich Gottes gelangen könnten.

Vereinfacht gesagt, war und ist die Beziehung der Juden zum Heidenapostel äußerst schwierig. Bis zur Aufklärung wurde er weitgehend ignoriert, und erst im 19. Jahrhundert erwachte im Gefolge der protestantischen Bibelwissenschaft das jüdische Interesse an seiner Person. Danach wurde Paulus oft zur Zielscheibe beißender Kritik, weil er das Heidenchristentum gegründet habe, unter dessen Einfluss die leidvolle Geschichte des Judentums ihren Lauf nahm. Im Gegensatz zu Jesus, der im Großen und Ganzen als ein guter Jude angesehen wurde, zieht Paulus bis heute Feindseligkeit und Misstrauen auf sich. Trotz einiger Ausnahmen von dieser Regel sollte man nicht erwarten, dass Paulus in der näheren Zukunft eine grundsätzlichere Anerkennung durch das Judentum finden wird, nachdem seine Gleichsetzung des Gesetzes mit „Sünde“ und „Tod“ immer noch seit Jahrhunderten nachklingt.


Daniel R. Langtons Essay stammt aus dem Jewish Annotated New Testament, das 2017 in zweiter Auflage beim Verlag Oxford University Press erschienen ist.

Die Herausgeberin und der Herausgeber des Jewish Annotated New Testament Amy-Jill Levine und Marc Zvi Brettler verstehen ihr Werk ausdrücklich als Reaktion auf die christlichen Bemühungen um eine Neubestimmung des Verhältnisses zum Judentum. Sie verfolgen damit auch das Ziel, Christen und Juden dafür zu interessieren, die Quellen und Urkunden der jeweils anderen zu studieren und ihre Vorurteile über „die anderen“ zu überwinden.

Damit stellt das Jewish Annotated New Testament einen der bedeutendsten jüdischen Beiträge zum Dialog von Christen und Juden der vergangenen Jahre dar. Damit auch alle Interessierten im deutschsprachigen Raum schnell und einfach darauf zugreifen können, bereitet das Institut für christlich-jüdische Studien und Beziehungen an der Augustana- Hochschule Neuendettelsau mit der Deutschen Bibelgesellschaft derzeit eine deutsche Übersetzung des sogenannten Jewish Annotated New Testament vor. Sie wird ermöglicht durch Zuwendungen aus zahlreichen Gliedkirchen der EKD, Vereinen für den christlich-jüdischen Dialog und der Stiftung Stuttgarter Lehrhaus.

Das Werk enthält zunächst knappe Einführungen und einen kompakten Kommentar zu den neutestamentlichen Schriften, die jüdische Fachleute erarbeitet haben. Ein wesentlicher weiterer Teil des Buches besteht jedoch aus den rund 50 Essays, die Zusatzinformationen aus der jüngsten Forschung liefern. Die gleichfalls jüdischen Autorinnen und Autoren haben darin Hintergründe und Aspekte zum Verstehen der neutestamentlichen Literatur zusammengetragen, die die Inhalte und Aussagen in den Büchern des Neuen Testaments nicht selten in überraschendem Licht erscheinen lassen.

Dieser Vorabdruck erfolgt mit freundlicher Genehmigung von Oxford University Press New York und der Deutschen Bibelgesellschaft Stuttgart. Die Übersetzung des Essays stammt von Monika Müller.



„Diese Erfahrung habe ich oft mit jüdischen Freunden und Freundinnen gemacht. Durch sie hat Gott mich Neues hören lassen, was ich in meiner eigenen Kirche und aus ihrer Geschichte bisher nicht gehört habe, was mir fehlte und mich jetzt bereichert.“

Hanspeter Heinz

Meine Visitenkarte: Ich bin ein evangelischer Katholik mit jüdischen Freunden

Von Geblüt und Gemüt bin ich Rheinländer: lebensfroh und unternehmungslustig, diskussionsfreudig und kritisch, mit spöttischer Ironie begabt. Das verdanke ich vor allem meiner Familie und meiner Schule, dem von Jesuiten geführten Aloisiuskolleg in Bad Godesberg. Zu Beginn des Krieges als erstes von fünf Kindern geboren, erlebte ich eine unbeschwertere Kindheit und Jugend. Glaube und kirchliche Praxis waren selbstverständlich, freche Kritik an manchen kirchlichen Zuständen und verrückten Glaubenslehren ebenfalls. Doch meine heile Welt war engstirnig, total provinziell. Nie hatte ich mit einem Ausländer oder einem Evangelischen gesprochen, für unsere heißen Diskussionen über den Mord an den Juden fanden wir keinen einzigen erwachsenen Gesprächspartner.

Das änderte sich schlagartig 1959 mit dem Beginn meines Theologiestudiums in Rom. Erstmals mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil tat sich mir die Welt auf. Als Theologiestudent im Germanicum konnte ich das Konzilsgeschehen aus unmittelbarer Nähe miterleben. Die ganze Welt war damals in Rom versammelt, auch Gott und der Teufel waren sichtbar und im Untergrund am Werk. Dort erlebte ich in Vorträgen berühmte evangelische Theologen oder die Brüder von Taizé, die ebenfalls Konzilsberater waren. Sie beeindruckten mich nicht weniger als die drei berühmten Gäste unseres Kollegs: Kardinal Julius Döpfner, einer der Moderatoren des Konzils, und als Konzilsberater die Professoren Karl Rahner und Hans Küng.

Schon bald hatte ich die „Lehre der Verachtung“ gegenüber den Evangelischen überwunden: Sie sind für mich „Kirche im eigentlichen Sinn“, wengleich Kirche anderer Art als die katholische. Ich machte die überraschende Entdeckung: Das bleibende Ärgernis der westlichen

Kirchenspaltung hat Gott in unserer Zeit auch zu einer Gnade werden lassen: Gottes Geist weckte ökumenische Leidenschaft und wechselseitige fruchtbare Ergänzung. Die evangelische Stimme Gottes ließ die katholische Kirche aufhorchen und hat wesentlich zu ihrer Erneuerung beigetragen, vor allem durch die Wertschätzung des Wortes Gottes, das in meinem Religionsunterricht und unserer Liturgie keine Rolle spielte. Das hat mich verändert: Solange ich heute für eine kirchliche Lehre oder Weisung nicht die biblische Grundlage entdeckte, traue ich ihr nicht, bin ich nicht überzeugt. Darum verstehe ich mich als evangelischer Katholik.

Noch aufregender waren für mich die heftigen Debatten und die abenteuerlichen Manöver auf dem Weg zur „Judenerklärung“ des Konzils, meist als *Nostra aetate* 4 zitiert. Es ist das kürzeste (nur 15 lateinische Sätze) und mutigste Dokument des Zweiten Vatikanischen Konzils, stellt es doch eine radikale Kehrtwende der Haltung der Kirche zu den Juden dar. Sie war auch die am meisten umstrittene Erklärung, die – freilich um den Preis etlicher Kompromisse – mit 96 % Ja-Stimmen verabschiedet wurde. Gut kann ich mich an Kardinal Agustin Bea und andere Protagonisten der Judenerklärung erinnern, die wir zu Vorträgen und Gesprächen ins Kolleg eingeladen hatten. Doch an eine unmittelbare Begegnung mit Juden, die als Gäste zum Konzil eingeladen und dort eine wesentliche Rolle gespielt hatten, kann ich mich nicht erinnern.

Prof. Michael Signer, ein liberaler Rabbiner aus den USA, wurde mein engster jüdischer Freund und bester Gesprächspartner. Viele Jahre haben wir tage- und nächtelang auf Spaziergängen, bei unseren internationalen jüdisch-christlichen Seminaren und anderen Gelegenheiten theologische, politische und existenzielle Fragen erörtert. Bis zu seinem frühen Tod im Jahr 2009 war er auch aktives Mitglied unseres Gesprächskreises. Nicht nur einmal

beglückwünschte er mich: „Du hast jüdische Freunde, das unterscheidet dich von den meisten deiner Kollegen.“ Mit solchen Freunden bin ich seit 1971 in unserem Gesprächskreis und darüber hinaus im intensiven Gespräch und lerne aus ihren ungeschützten Worten und Gesten, was mir in den meist sorgsam abgesicherten Formulierungen der Literatur nicht auffällt. Auch gegenüber den Juden habe ich die „Lehre der Verachtung“ überwunden und verdanke ihnen eine Tiefendimension meiner christlichen Identität, die ohne die jüdischen Wurzeln ein Torso wäre.

Ökumenischer Dialog und noch radikaler christlich-jüdischer Dialog gehören laut Zweitem Vatikanischen Konzil unverzichtbar zu einem Katholiken ohne Scheuklappen, sie gehören zu seiner Identität.

Ich bin stolz auf unseren Gesprächskreis, der einzigartig auf der Welt ist, und ich bin dem Deutschen Koordinierungsrat besonders dankbar dafür, dass mir zusammen mit dem Gesprächskreis die hohe Auszeichnung der Buber- Rosenzweig-Medaille verliehen wird. So habe ich diese Ansprache zwar selbst, aber nicht allein konzipiert: Meine Ideen haben wir im Gesprächskreis diskutiert. Übrigens haben aus unserem Kreis bereits vier Preisträger diese Ehre erhalten: Prof. Dr. Ernst-Ludwig Ehrlich, Dr. Gertrud Luckner, Dr. Edna Brocke und Prof. Dr. Erich Zenger.

Meine These: Aus Treue zum Willen Gottes sagen die Juden Nein zu Jesus Christus

Vor der theologischen Gretchenfrage scheuen die katholische und evangelische Kirche immer noch zurück: Wie haltet ihr Christen es mit dem Nein Israels zu Jesus Christus? Solange wir zu dieser uns schmerzenden Weigerung nicht ein positives, theologisch fundiertes Verhältnis gewinnen, klafft in unserer Beziehung eine tiefe, offene Wunde.

Einen entscheidenden Vorstoß wagte unser Gesprächskreis vor 10 Jahren mit der These: „Das verweigerte Ja Israels zu Jesus von Nazareth kann auch von Christen als Treue zur jüdischen Tradition gewertet werden“ (Erklärung „Juden und Christen in Deutschland. Verantwortete Zeitgenossenschaft in einer pluralen Gesellschaft). Ich spitze diese Aussage zu, indem ich das „kann

gewertet werden“ verwandle in die Behauptung: Genau so sehe ich das!

Meine bzw. unsere Motivation ist nicht die *political correctness* oder die deutsche Befangenheit seit der Schoa, dass man in unserer Gesellschaft zentrale Positionen der jüdischen Religion nicht angreifen darf. Es ist auch nicht die generelle Verpflichtung zur Toleranz, die gebietet, andere Überzeugungen zu respektieren, solange sie nicht zerstörerische Kräfte entfesseln. Vielmehr treibt uns einzig und allein die theologische Leidenschaft, zu einem kontroversen Diskussionsprozess einzuladen, der einen entscheidenden Schritt über den bisher erreichten Diskussionsstand hinaus wagt, indem er sich auf die Gretchenfrage einlässt.

Überbrückte Gräben

Der französisch-jüdische Historiker Jules Isaac, dessen Familie in der Schoa ermordet wurde, hatte als Schlüssel der fast 2000-jährigen Judenfeindschaft der Christen die unchristliche „Lehre der Verachtung“ herausgefunden. Dieses Ergebnis seiner jahrzehntelangen Forschungen hatte er dem Papst in der Vorbereitungsphase des Konzils persönlich in Rom mitgeteilt. Johannes XXIII. war beeindruckt.

Diese Erkenntnis war in der Anfangszeit im Gesprächskreis des Zentralkomitees noch nicht angekommen. In weiten Kreisen der Kirche, bis in die höchsten Ränge, ist sie bis heute noch nicht angekommen. Zwar stand für uns außer Frage, dass Gott Israel, seine erste Liebe, nie verraten hat, die Juden nicht verworfen und nicht an ihrer Stelle die Kirche als sein Volk erwählt hat. Und selbstverständlich wollten wir uns nach Kräften einsetzen für ein „Nie wieder Auschwitz!“ Doch über die Konsequenzen der Konzilerklärung für unser Glaubensverständnis waren wir uns keineswegs im Klaren. Schritt um Schritt überführten die jüdischen Partner uns Christen, dass wir zu Unrecht für uns eine höhere Ethik, eine entwickeltere Humanität, eine bessere Glaubensweise beanspruchten verglichen mit der ihrigen. Diese Desillusion löste auch in mir manche Identitätskrise aus. Wir konnten nicht länger auf die Juden herabsehen, unsere Identität auf ihre Kosten definieren. Sie waren

uns ebenbürtig geworden. Die Konsequenz: „Nie wieder Auschwitz!“ setzt viel zu spät an. Es gilt den Anfängen zu wehren: „Nie wieder die Lehre der Verachtung!“ Denn sie war ein Nährboden für die rassistische Naziideologie und hatte das Immunsystem der Christen, die Abwehrkräfte gegen die Verfolgung und Ermordung der jüdischen Brüder und Schwestern schwerstens geschädigt.

Seit sich Juden und Christen endlich auf Augenhöhe begegnen, haben sich viele Vorurteile und Verurteilungen erledigt. Gravierende Unterschiede standen seit Jahrhunderten zwischen Juden und Christen: Gesetz und Evangelium, Erbsündenlehre, Partikularität und Universalität, Spiritualität statt Ethik. Doch solche Gegensätze sind in den letzten Jahrzehnten zu fruchtbaren polaren Spannungen mutiert. Ernst-Ludwig Ehrlich, der seit der Gründung unseres Kreises bis zu seinem Tod im Jahr 2007 an jeder Sitzung teilgenommen hat, pflegte seine Warnung zu wiederholen: „Mehr als die Theologie trennt uns die Geschichte.“ Die schmerzliche Bearbeitung der kirchlichen Schuldgeschichte ist seit Jahrzehnten in allen (westlichen) Kirchen im Gange, aber bis zur Überwindung von Angst und Misstrauen durch ein solides Fundament der Versöhnung bedarf es noch großer Anstrengungen durch glaubwürdige Taten. Unüberwindlich ist der Graben der geschichtlichen "Vergegnung" (Martin Buber) freilich nicht – im Unterschied zum theologischen Dissens über Jesus Christus.

Unüberwindbarer Stolperstein: das Christusbekenntnis

Seit Jahrzehnten würdigen namhafte jüdische Wissenschaftler Jesus von Nazareth als herausragenden Lehrer des Judentums, als bedeutenden Sohn ihres Volkes. Einer der ersten war 1922 Joseph Klausner, ein Zionist in Jerusalem. In seinem Werk „Jesus von Nazareth“ würdigt er Jesus als einen Lehrer hoher Sittlichkeit und einen Gleichnisredner ersten Ranges, spricht ihm aber prophetische und messianische Titel ab. Dieses Werk war damals eine kleine Sensation und wurde von jüdischer Seite mit einiger Skepsis und teilweise mit Ablehnung begleitet. Ganz anders 1967 die unter Juden und Christen positive Rezeption von Schalom Ben-Chorin's Buch „Bruder

Jesus, der Nazarener in jüdischer Sicht“ mit dem klassisch gewordenen Zitat: „Der Glaube Jesu eint uns, der Glaube an Jesus trennt uns.“ Hier und nur hier tut sich ein zwischen Juden und Christen unüberwindlicher Graben auf.

Der Glaube an Jesus Christus ist dem nachbiblischen Judentum fremd oder erscheint ihm sogar abwegig. Dies trifft allerdings noch nicht zu für die biblische Zeit. Doch nach der Trennung der Wege gilt: Im Bekenntnis zu Jesus Christus stehen sich christliches Ja und jüdisches Nein unüberbrückbar gegenüber. Denn im christlichen Glauben gehört Jesus in das Zentrum des Glaubens an Gott, während sich für Juden die Frage nach seiner Bedeutung nicht von ihrem Gottesverständnis her stellt. Der, der für Christen die Mitte ihrer religiösen Existenz ist, kommt in der geistigen Welt des Juden gar nicht vor, oder wenn er erscheint, wird er in die Kette der Propheten, Apokalyptiker und Lehrer integriert.

Das darf jedoch nicht bedeuten, dass an dieser Grenze unser Dialog verstummt. Denn auch das Trennende gehört in das jüdisch-christliche Gespräch. Dabei muss die christliche Seite daran interessiert sein, Missverständnissen ihrer Christologie vorzubeugen.

Plädoyer für eine nicht-antijüdische Christologie

Die kirchliche Lehre über Jesus Christus ruht auf zwei Pfeilern, die gemeinsam den Glauben tragen. Jesus steht ganz auf unserer Seite, er ist wahrhaft Mensch, und dazu gehört unabdingbar: er war Jude. Das ist eine grundlegende theologische Aussage, nicht bloß ein zufälliges historisches Faktum. Wer die Person Jesu von seiner Zugehörigkeit zum jüdischen Volk trennt, greift die Wahrheit der Menschwerdung selbst an, macht Jesus seine Identität streitig. So Papst Johannes Paul II. in einer Grundsatzrede am 31.10.1997.

Jesus steht ganz auf Gottes Seite, er gehört zentral in unser Gottesverständnis und Gottesverhältnis hinein. Ohne ihn oder an ihm vorbei gibt es für Christen keinen Zugang zum Gott Israels, der auch der Gott Jesu ist.

Antijüdisch wird diese Lehre jedoch, wenn sie dem biblischen Bekenntnis der Einzigkeit Gottes widerstreitet. Der bedeutendste jüdische Denker des Mittelalters, Maimonides, hat es auf den Punkt gebracht: Mit ihren Worten bekennen die Christen zwar, dass Gott Einer ist, aber in ihrem Denken sind es drei Götter. Deshalb stünden die Muslime mit ihrem klaren Monotheismus den Juden näher als die Christen. Dieser Einspruch, der bis heute nicht verklungen ist, hat in unserer Zeit endlich zu denken gegeben. Uns Theologen hat der christlich-jüdische Dialog dafür sensibilisiert, dass wir über Jahrhunderte die strenge Theozentrik des Alten wie des Neuen Testaments verwässert oder gar sträflich verfälscht haben. So zum Beispiel die christozentrische [Christus-lastige] Theologie Martin Luthers mit der These, Mitte der Schrift und entscheidend sei, „was Christum treibet“. Oder eine Form katholischer Volksfrömmigkeit, als ob Maria die mütterliche Anwältin der Barmherzigkeit gegenüber der Strenge des göttlichen Richters sei. Oder die unreflektierte Rede von der „Menschwerdung Gottes“, als würde Jesus den Schöpfergott des Alten Testaments ersetzen.

Nur auf dem Boden einer geläuterten, dem Neuen Testament entsprechenden theozentrischen Christologie kann die Zurückholung Jesu durch namhafte jüdische Theologen als bedeutenden Sohn ihrer Geschichte, Juden und Christen den Menschen Jesus näher bringen und bislang verstellte Seiten seiner Person und seiner Verkündigung entdecken lassen.

Doch genau besehen ist der eigentliche Stein des Ärgernisses für Juden nicht der Glaube an Jesus Christus. Christologie ist Sache der Christen, sie geht Juden nicht direkt an, betrifft sie nicht existenziell. Anders die Lehre von der „universalen Heilsbedeutung“ Jesu Christi, zumal in der Verbindung mit der „Judenmission“, wie freundlich und friedlich sie sich auch geben mag.

Deshalb hat unser Gesprächskreis in aller Deutlichkeit und Schärfe öffentlich Protest eingelegt gegen die im Jahr 2008 von Papst Benedikt XVI. neu formulierte Karfreitagsfürbitte für den sogenannten Tridentinischen Ritus. Schon die Einleitung „Für die Bekehrung der Juden“ ist eine Provokation. Besser hätte ihm angestanden, für die Bekehrung der Kirche zu beten. Wenige Monate später verglich Rabbiner Henry Brandt auf dem Katholikentag in Osnabrück diese Fürbitte mit dem Holocaust: Missionierung sei zwar kein

Angriff auf die physische Existenz der Juden, wohl aber auf ihre religiöse Identität.

Mein christliches Ja zum jüdischen Nein

Meine Schlussthese will ich in drei Schritten entfalten: Ja zum Glauben der Juden – Ja zum ungekündigten Bund – Ja zum Geheimnis Gottes.

Ja zum Glauben der Juden

1981 stellte Edna Brocke die Gretchenfrage im Gesprächskreis: Was hofft ihr Christen für uns Juden, worum betet ihr zu Gott – dass wir Juden letztlich durch den Messias Jesus zum Vater kommen, und sei es erst am Ende der Geschichte? In einer Klausurtagung kamen wir zu dem Ergebnis: Hier steht nicht Unwissen gegen Wissen, nicht Unglauben gegen Glauben, sondern Glauben neben Glauben. Vom selben Gott Israels bekommen Juden offenkundig anderes zu hören als Christen. Gott mutet uns zu, dieses Paradox im Vertrauen auf seine Treue sowohl zu Israel als auch zur Kirche auszuhalten. 25 Jahre später bekräftigten wir diese Einsicht: „Das verweigerte Ja Israels zu Jesus von Nazareth kann auch von Christen als Treue zur jüdischen Tradition gewertet werden.“

Diese provozierende These ist unsere Interpretation der offiziellen Erklärung der Päpstlichen Bibelkommission „Das jüdische Volk und seine Heilige Schrift in der christlichen Bibel“ (2001), in der es sinngemäß heißt: Juden und Christen lesen dieselbe Bibel, aber beide lesen sie anders. Das schulden beide der Treue zu ihrer eigenen Glaubenstradition. Eine Vereinigung beider Ströme ist nicht möglich. „Wir Christen können und müssen zugeben, dass die jüdische Lesung der Bibel eine mögliche Leseweise darstellt, die sich organisch aus der jüdischen Heiligen Schrift der Zeit des Zweiten Tempels ergibt, in Analogie zur christlichen Leseweise, die sich parallel entwickelte. Jede dieser beiden Leseweisen bleibt der jeweiligen Glaubenssicht treu, deren Frucht und Ausdruck sie ist. So ist die eine nicht auf die andere rückführbar.“

Zwar hat der damalige Vorsitzende der Päpstlichen Bibelkommission, der Präfekt der

Glaubenskongregation Kardinal Joseph Ratzinger, in seinem Vorwort den Text gemäß seiner Christologie der Überbietung des Alten durch das Neue Testament abgeschwächt. Aber der Text zählt mehr als das Vorwort, auch seine Argumente sind stärker.

Ja zum ungekündigten Bund

Unsere Erklärung im Jahr 2009 „Nein zur Judenmission – Ja zum Dialog zwischen Juden und Christen“ löste erstmals einen Sturm des Widerspruchs von namhaften Bischöfen und Kardinälen und eine breite Diskussion in den Medien aus, obwohl wir nichts anderes sagten als früher: dass der Bund Gottes mit dem jüdischen Volk einen Heilsweg zu Gott darstellt – auch ohne Anerkennung Jesu Christi und ohne das Sakrament der Taufe.

Unser entscheidendes theologisches Argument ist die von Papst Johannes Paul II. geprägte Formel vom „niemals gekündigten Alten Bund“. Denn Gott bleibt seinem Jawort treu! Natürlich haben es Juden nicht nötig, dass wir ihnen den Fortbestand des Sinai-Bundes bescheinigen. Wohl aber haben wir Christen diese theologisch begründete Vergewisserung nötig, wie die heftige Debatte ans Licht brachte.

Entscheidend war der schwere Vorwurf, die christlichen Autoren der Erklärung leugneten das Bekenntnis, dass Gott seinen Sohn als „Retter der Welt“ gesandt hat, nicht nur zur Erlösung der Nichtjuden. Das aber geht in der Tat an die Substanz des Christentums! Wir stellen jedoch keineswegs infrage, dass das Neue Testament den Tod Jesu gemäß dem Willen Gottes als Gottes Tat der universalen Sündenvergebung deutet. Doch ob und gegebenenfalls was der Tod Jesu zur Geltung bzw. Wirksamkeit des Sinai-Bundes beiträgt, überlassen wir dem Ratschluss Gottes. Und wann, wie und ob sich Juden und Christen auf ihrem Weg zum Reich Gottes begegnen, müssen wir ebenfalls Gott anheimstellen.

Ja zum Geheimnis Gottes

Uns leitet mithin der Respekt vor dem Geheimnis Gottes, das einer vorlauten Theologie Grenzen setzt. Dieser verbietet jeden Absolutheitsanspruch des Glaubens. Denn die absolute Wahrheit ist allein Gottes Sache und wird erst bei der Vollendung der Weltgeschichte offenbar werden.

Spekulationen an der eschatologischen Börse sind strengstens untersagt.

Doch deshalb ist Glaube keineswegs unverbindliche Meinung. Das Postulat der „Unbedingtheit“ (Paul Tillich: was einen unbedingt angeht) oder des „Bekenntnisses“ (Peter von der Osten-Sacken) drückt weit besser die Verbindlichkeit einer Existenz aus dem Glauben aus. Denn der Ruf Gottes fordert einen jeden persönlich radikal heraus und verlangt ein Bekenntnis, das alles riskiert, selbst das eigene Leben.

Das Ur-Schisma der Trennung zwischen Juden und Christen ist eine Ur-Tragödie und mit viel Schuld beladen, besonders seitens der Christen durch ihre antijüdische Schriftauslegung von frühen Zeiten an. Der ganze Ernst dieser fatalen Situation wird jedoch erst offenbar, wenn Gott selbst im Spiel ist. Offenbar ist er selbst es, der Juden gegen die Christusbotschaft des Paulus verschlossen, „verstockt“ hat (vgl. Röm 9-11). Ohne Gott ins Spiel zu bringen, bleiben Ethik, Sinnfrage sowie persönliche und geschichtliche Schuldgeschichte harmlos, fehlt ihnen die radikale, göttliche Leidenschaft. Immer mehr wird mir bewusst, dass unser Wissen von Gott grenzenlos beschränkt ist, was unsere theologische Redseligkeit verdächtig macht. Und doch ist Glaube ein Stichwort, das tiefer sticht, weil er Wahrheit aufdeckt, die Schwindel erregt. „Denn vor dem Gedanken, dass es keinen Gott gibt, zittert niemand, wohl aber davor, dass ein Gott existiert“ (Elazar Benyoëz).

Was Gott uns Christen durch die Juden zu sagen hat

Ein Austausch mit Fremden, Ausländern oder Angehörigen einer anderen Weltanschauung führt oft zu dem überraschenden Ergebnis: Wie groß ist doch die Schnittmenge unserer Übereinstimmung! Etwas ganz anderes und viel Größeres als ein Dialog auf Augenhöhe ist eine Begegnung, in der einer zum anderen aufschaut, ihn höher achtet als sich selbst. Genau diese Erfahrung habe ich oft mit jüdischen Freunden und Freundinnen gemacht. Durch sie hat Gott mich Neues hören lassen, was ich in meiner eigenen Kirche und aus ihrer Geschichte bisher nicht gehört habe, was mir fehlte und mich jetzt bereichert. Das ist Fremdprophetie, durch die Gott anderes ausrichtet als durch die heimischen

Propheten. Komplementarität nennt Papst Franziskus I. diesen Austausch mit Juden in seiner Enzyklika „Die Freude des Evangeliums“. Hierzu drei Beispiele:

Während der USA-Reise des Präsidiums des Zentralkomitees mit dem Gesprächskreis im Jahr 1986 führte uns der jüdische Theologe Michael Wyschogrod durch den jüdischen Stadtteil von New York „Lower East Side“. Mit uns betrat er einen Buchbinderladen. Noch bevor er uns vorstellen konnte, schrie der alte Inhaber hinter der Theke auf: „Raus, Nazis, Mörder!“ Jeder Versuch einer Annäherung war vergebens. Eine halbe Stunde später standen wir schmunzelnd ob der jiddischen Sprachform um einen alten Rabbi, der uns durch ein Sakralbad führte. Als wir uns hernach bei unserem Freund Wyschogrod bewegt über die Weisheit und Menschlichkeit des alten Rabbiners äußerten, meinte er: „Ich wollte euch einmal einen Versöhnten, einen Heiligen zeigen.“ Wieder eine halbe Stunde später beim Mittagstisch fragten wir ihn angesichts dieses Kontrasterlebnisses: „Wie stellen Sie sich Versöhnung vor?“ Wyschogrod darauf: „Ich will persönlich auf diese persönliche Frage antworten. Als ich in Ihre Runde um den Rabbi blickte, standen mir, als wäre es gestern gewesen, wieder die grinsenden Gesichter der deutschen Soldaten vor Augen, die damals in Warschau einen kleinen, wehrlosen Rabbiner umringten und ihren Mutwillen mit ihm trieben. Ich weiß, ich tue Ihnen bitteres Unrecht mit diesem Vergleich. Aber solange ich diese Assoziation nicht loswerden kann, bin ich noch nicht versöhnt.“ Unsere Frage: „Was sollen wir denn tun?“ Seine Antwort: „Machen Sie weiter so! Und lassen Sie mir bitte Zeit!“ Übrigens suchte Wyschogrod kurz darauf eine Gelegenheit, mit dem Buchbinder ein klärendes Gespräch zu führen. Unser Fazit damals in New York: Dürfen wir uns angesichts dieser Ungleichzeitigkeit von „unversöhnt - auf dem Weg der Versöhnung - versöhnt“ ein Urteil über die moralische Qualität der Beteiligten anmaßen oder gar christliches Verzeihen gegen jüdische Unversöhnlichkeit ausspielen? Gilt es nicht vielmehr, die Ungleichzeitigkeit der Zeitgenossen auszuhalten und jedem die Zeit einzuräumen, die er zum gemeinsamen Ziel der Aussöhnung braucht? Können wir nicht schon jetzt, während wir noch auf dem Weg zueinander sind, miteinander Zeugen und Anwälte für die Versöhnung in unserer zerstrittenen Welt sein?

1983 veranstaltete unser Gesprächskreis ein internationales Expertengespräch in Simpelveld in den Niederlanden zum Thema „Begründung des Ethischen im Judentum und Christentum“. Emil Fackenheim analysierte die Tragödie von Auschwitz. Es war eine schonungslose Diagnose von unheimlicher Stringenz. Es sei das radikal Böse, wie es noch nie in der Welt geschehen ist – formulierte er. Hier waren Menschen am Werk, die wohl um die Schöpfung wussten, sie aber bewusst zu zerstören suchten. Auf der Suche nach einer Antwort vertrat er den Grundsatz: „Wo immer ein Problem herkommt, dort muss auch die Lösung herkommen.“ Dem stimmten alle zu. Doch gerade angesichts ihrer Zustimmung zu Fackenheims Grundsatz war für die christlichen Dialogpartner die gegenseitige Herausforderung der jüdischen Partner über die Konsequenzen aus eben diesem Grundsatz so bewegend. Michael Wyschogrod könnte zwar nicht nach Deutschland übersiedeln, weiß sich aber seit Jahren dem christlich-jüdischen Dialog verpflichtet; seine eigene Theologie ist nicht von ungefähr durch den Dialog mit Karl Barth geprägt. Emanuel Levinas hält sich an sein Gelübde, deutschen Boden nicht wieder zu betreten, geht aber nichtsdestoweniger immer aufs Neue „bis an die Grenze“: im engagierten Austausch mit deutschen christlichen Philosophen und Theologen. Werner Marx hat sich in den USA durchgerungen, die Berufung auf den Heidegger-Lehrstuhl in Freiburg anzunehmen, und hat in jahrelangem Bemühen einen israelisch-deutschen Studentenaustausch in die Wege geleitet. Fackenheim schließlich war im Begriff, seine Position in Kanada aufzugeben und mit seiner Familie nach Israel zu übersiedeln, weil er dort nötiger gebraucht werde, wengleich sich seine berufliche Zukunft völlig ungesichert ausnahm. Wir Christen waren bei diesem Gespräch in die Rolle des nachdenklich schweigenden Hörers gewiesen. Derart teuer bezahlte jüdische Existenz verschärft mehr als Argumente die kritische jüdische Anfrage, ob für Christen Glaube ebenso radikal wie für Juden ethisches Handeln impliziere.


Vor 10 Jahren veranstaltete ich mit meinem Freund Michael Signer wieder ein internationales christlich-jüdisches Seminar in Nürnberg. Auf einer Exkursion in die Landgemeinde Tüchersfeld besuchten wir eine ehemalige Synagoge, die heute ein Museum ist. Darin war auch eine

Thora-Rolle ausgestellt, die aber beschädigt war. Bei diesem Anblick entzündete sich sofort eine heftige, leidenschaftliche Diskussion unter den jüdischen Studierenden und Professoren: Wie kann es sein, dass diese Rolle nicht repariert ist! Man muss sie doch entweder reparieren oder sie begraben! Und wie kann es sein, dass jeder Besucher sie einfach betatschen kann! Unwürdig! Auf der Heimfahrt im Bus sprach ich Michael auf diese Szene an: Es kam mir vor, als läge ein Schwerverletzter auf der Straße, und keiner hilft ihm. Und die Aufregung war für mich genauso, als wollten neugierige Besucher einer katholischen Kirche probeweise einmal eine Hostie anfassen und essen. Michael bestätigte meinen Eindruck. Diese Ehrfurcht vor dem Wort Gottes kannte ich nur als Formel in Vorlesung oder Predigt, aber nie als gelebte Realität. Ich war erschrocken über mich selbst.

Es würde mich freuen, wenn die provozierende These unseres Gesprächskreises Sie zum Nachdenken, vielleicht gar zur Zustimmung bewegte: Das verweigerte Ja Israels zu Jesus von Nazareth kann auch von Christen als Treue zur jüdischen Tradition gewertet werden. Denn Gott bleibt dem Sinai-Bund treu.

Rede anlässlich der Verleihung der Buber-Rosenzweig Medaille in Ludwigshafen 2015





„Das Heilshandeln an Israel wie auch an den Völkern liegt allein in Gottes Hand. Israels Rettung geschieht allein durch Gott, und Paulus in gut prophetischer Tradition maßt sich nicht an zu wissen, worin Gottes Handeln bestehen wird.“

Kathy Ehrensperger

Der Text

25 Ich will euch nicht unwissend lassen, Brüder (und Schwestern) im Bezug auf dieses Geheimnis, damit ihr euch nicht selbst für klug haltet, da Verhärtung über einen Teil Israels gekommen ist, bis die Vollzahl der Völker hinzukommt

26 Und so (oder dann) wird ganz Israel gerettet werden, wie geschrieben steht:

Der Retter wird aus Zion kommen,
er wird Gottlosigkeit von Jakob
abwenden,

27 und das ist mein Bund mit ihnen,
wenn ich ihre Verfehlungen/Sünden
wegnehme.

28 Gemäß dem Evangelium sind sie Gegner/
Feinde um eurer willen, aber gemäß der
Erwählung sind sie Geliebte um der Väter willen.

29 Denn die Gaben und der Ruf Gottes sind
unwiderruflich.

30 Genauso wie ihr früher nicht überzeugt
gewesen seid (gezweifelt habt an) von Gott,
jetzt aber Erbarmen gefunden habt durch/trotz
diesen/s Nicht-Überzeugtsein/s (Zweifel/s),

31 so sind auch sie nicht überzeugt von dem euch
erwiesenen Erbarmen, damit auch sie Erbarmen
erfahren.

32 Gott hat alle vereint in der Nicht-Überzeugung
(im Zweifel), um sich aller zu erbarmen.

Übersetzung nach Mark D. Nanos (Reading
Romans within Judaism, Eugene, OR, 2018, 287f.)

Eine Vorbemerkung

Begriffe wie Kirche (Ἐκκλησία, ekkleisa), Christen, Christentum, Heiden (ἔθνη, ethne = nichtjüdische Völker, Nationen) werden für die Zeitperiode der Texte des NT bewusst vermieden, da sie für diese Zeitperiode anachronistisch sind und allzu vertraute Assoziationen wecken.

Zur Auslegung

Die Passage ist Teil und man könnte auch sagen Kulmination der zentralen Kapitel 9 bis 11 des Römerbriefs. Der Römerbrief richtet sich weitgehend an Christus-Nachfolgende aus den (nichtjüdischen) Völkern. Das Verhältnis dieser Gruppen zu Israel und Israel selbst kommen im Licht dieses Adressaten-Kreises in den Blick. In den Kapiteln 9 bis 11 setzt sich Paulus spezifisch mit der Frage des Verhältnisses von Israel und den Christus-Versammlungen aus den Völkern, aus denen die Kirche hervorging, auseinander. Es sind die einzigen Kapitel, in denen Paulus Einblick gibt in seine Sicht auf seine jüdischen Brüder und Schwestern, die seine Christus-Überzeugung nicht teilen. So stellen diese Kapitel sein Suchen nach einem Verstehen der Wege Gottes mit Israel, das nicht von der Messianität Jesu überzeugt ist, dar.

Die Verse 25 bis 32 bilden einen Teil des Schlusses dieser drei wichtigen Kapitel und sind als eine Art Zusammenfassung der vorhergehenden Argumentation zu verstehen.

V 25: Der Textabschnitt beginnt – ein wenig eigenartig – mit dem Verweis, dass das, was nun folgt, die Erklärung eines Geheimnisses sei. Ein Geheimnis ist etwas, das verborgen ist und das nun in besonderer Weise mit den Adressatinnen und Adressaten geteilt wird. Durch das Teilen verliert dieses Geheimnis seinen Geheimnischarakter, da kein Hinweis darauf vorliegt, dass dieses Geheimnis geheim gehalten

werden sollte. Es handelt sich also weniger um etwas, das verborgen war und nun durch ein spezielles Offenbarungswissen des Paulus den Adressatinnen und Adressaten geoffenbart wird, als vielmehr um etwas, das diese noch nicht wissen und verstehen können. Wie erwähnt, versucht Paulus den Adressatinnen und Adressaten zu erklären, was es mit der Tatsache auf sich hat, dass nicht alle Jüdinnen und Juden von der Botschaft der Messianität Jesu überzeugt waren. Er scheint besorgt zu sein, dass sie einem Missverständnis erliegen könnten, ja dass sie eine Überheblichkeit gegenüber Israel an den Tag legen. Das war schon das Thema des sogenannten Ölbaum Gleichnisses in 11,16-24, was darauf hinweist, dass es sich kaum um eine hypothetische Sorge des Paulus handelt, sondern um aktuell sich entwickelnde Tendenzen unter den Christus-Nachfolgenden in Rom. Entsprechende Tendenzen weisen auf eine Ignoranz hin, von der Paulus überzeugt ist, dass sie aufgeklärt werden muss.

Gemäß Paulus besteht das Mysterion darin, dass ein Teil Israels mit einer Verhärtung belegt wurde, einer Verhärtung, die einen bestimmten Zweck hatte. Der griechische Begriff *πόρωσις* (*porosis*) sollte hier nicht wie in den meisten deutschen Übersetzungen mit „Verstockung“ übersetzt werden. Er verweist vielmehr auf eine Verhärtung, einer Kruste vergleichbar, die bei einer Hautverletzung entsteht und die Wunde schützt. Es handelt sich also um einen Begriff, der Schutz ausdrückt, ohne moralische Implikation, wie sie dem Begriff Verstockung eigen ist. Verstockung impliziert zudem eine aktive Tätigkeit, ein moralisches Versäumnis, was im griechischen Begriff nicht mitschwingt. Auch ist zu beachten, dass Israel hier nicht handelnd ist, es ist also nicht so, dass ein Teil Israels sich selbst verhärtet, sondern diese Verhärtung ist über Israel gekommen. Das indiziert, dass Gott selbst hier am Werk ist. Die Verhärtung besteht darin, dass ein Teil Israels daran gehindert wird wahrzunehmen, dass nun mit dem Christus-Ereignis endzeitliches Geschehen angebrochen ist und damit in Christus auch Nicht-Juden, d. h. Menschen aus den Völkern als solche exklusiv dem einen Gott zugehörig sein können. Das ist für Paulus, wie es scheint, zwar schwer verständlich, gehen doch die meisten Endzeitszenarien von einer umgekehrten Folge der Ereignisse aus, also: Zuerst wird Israel befreit und anschließend werden die nichtjüdischen

Völker den einen Gott mitverehren. Was nun geschieht, entspricht offenbar nicht solchen Vorstellungen, da zwar Menschen aus den Völkern durch Christus sich dem einen Gott zuwenden, dies aber nicht von ganz Israel als Zeichen des Anbruchs der messianischen Zeit verstanden wird. Daher sucht Paulus nach einer Erklärung für diese Veränderung der Abfolge der endzeitlichen Ereignisse und sieht sie im Handeln Gottes, der durch die Verhärtung eines Teils von Israel Raum und Zeit eröffnet für die Umkehr der Völker in Christus. Der Zweck dieser Verhärtung besteht also darin, das Hinzukommen der Vollzahl der Völker zu ermöglichen, um dann ganz Israel zu ‚retten‘.

Die Klärung dieses ‚Geheimnisses‘ erfolgt für Paulus nun nicht durch eine spezielle mystische Einsicht oder Offenbarung sondern durch eine Deutung der Schrift:

VV 26–27: Paulus verweist hier auf eine Reihe von prophetischen Texten aus Jesaja und Jeremia. Zu Diskussionen hat der Ausdruck ‚aus‘ Zion geführt, da im Text Jes 59,20 (LXX) vom Kommen des Retters um Zions willen die Rede ist. Ob Paulus hier selbst eine Variation im Text vornimmt oder entsprechende LXX Variationen im Umlauf waren, kann nicht letztgültig geklärt werden. Entsprechend der Jesaja-Stelle kann es sich aber beim Retter um niemand anderen handeln als Gott selbst. Bezeichnenderweise gibt es im gesamten Kapitel 11 keinen Verweis auf Christus. Handelnd ist hier Gott. Er wird es sein, der Gottlosigkeit von Israel abwenden wird, er selbst wird es sein, der die Verfehlungen aufheben wird. Das Eingreifen Gottes zum Heil Israels wird bezeichnenderweise nicht als Vergebung seiner Sünden beschrieben, sondern als ein Wegnehmen der Verfehlung, was wohl nichts anderes heißt als das Zu-Ende-Bringen der nach paulinischer Überzeugung von Gott bewirkten Verhärtung. Handelnd sind also in diesen Ereignissen durchweg weder Israel noch die Menschen aus den Völkern in Christus, sondern nach der Überzeugung des Paulus allein Gott.

V 28: Dass diese von Gott bewirkte Verhärtung vom Evangelium her betrachtet als Gegnerschaft oder Feindschaft erscheint, wird von Paulus nicht bestritten. Er betont jedoch unmissverständlich, dass diese eine Gegnerschaft ist, die lediglich

um der Christus-Nachfolgenden aus den Völkern willen besteht. Sie hat also einen bestimmten, begrenzten Grund. Das setzt aber in keiner Weise die Erwählung Israels außer Kraft. Im Gegenteil, durch die Erwählung sind sie bleibend als von Gott Geliebte mit ihm verbunden.

V 29: Diese in der Erwählung der Väter gestiftete Liebe ist unverbrüchlich. Gottes Zuwendung wird nicht durch Israels Tun und Lassen rückgängig gemacht. Paulus verdeutlicht hier, dass der Unterschied in der Wahrnehmung des Christus-Ereignisses zwar eine Differenz zwischen Christus-Nachfolgenden aus Israel und den Völkern einerseits und Israels andererseits bedeutet, diese aber in keiner Weise Gottes Treue zu Israel in Frage stellt. Die Beziehung Gottes mit Israel geht der Beziehung Gottes mit Christus-Nachfolgenden, zumal denen aus den Völkern, allemal und bleibend voraus. Und wie sich diese Beziehung gestaltet, ist nicht Sache der Christus-Nachfolgenden, sondern Gottes und Israels.

V 30–32: Paulus erinnert die Adressatinnen und Adressaten hier ausdrücklich daran, dass ihr Vertrauen in Gott nicht von jeher bestanden hatte, dies aber nicht dazu geführt hatte, dass Gott ihnen gegenüber nun nicht doch auch Erbarmen zeigt. Nicht-Überzeugtsein und Zweifel sind also nicht etwas, das grundlegend vom Erbarmen Gottes ausschließt, auch nicht jene, die jetzt von Gottes Handeln in Christus nicht überzeugt sind. Das Erbarmen Gottes umfasst alle, diejenigen die früher nicht überzeugt waren in Bezug auf ihn, d.h. Menschen aus den Völkern, die früher anderen Gottheiten gegenüber loyal waren, ebenso wie Jüdinnen und Juden, die vom Handeln Gottes in Christus nicht überzeugt sind. Allen gilt letztlich Gottes Erbarmen.


Schlussgedanken

Es zeigt sich, dass Röm 11,25–32, wie Röm 9–11 insgesamt, für jüdisch-christliche Beziehungen und ein christliches Selbstverständnis ohne Antijudaismus von entscheidender Bedeutung sind. Kritisch bedacht werden muss allerdings, ob die Sprache des Paulus, die von der Verhärtung eines Teils Israels spricht, für heute noch angemessen ist. Es scheint problematisch, die Differenz zwischen Judentum und Christentum

mit solch negativ besetzten Begriffen auszudrücken, da hier doch eine Anmaßung der Beurteilung der Differenz christlicherseits zum Ausdruck kommt, die nicht vertretbar ist. Auch die Formulierung ‚Feinde im eurentwillen‘ sollte kritisch hinterfragt werden, da er zu schwerwiegenden Folgen in kirchlicher Tradition und Handeln geführt hat. Treue zur Schrift und kritische Fragen aus heutiger Sicht schließen sich nicht gegenseitig aus.

Deutlich wird in diesem Abschnitt: Für Paulus gibt es keinen Auftrag der Christus-Nachfolgenden aus den Völkern gegenüber den von Christus nicht überzeugten Jüdinnen und Juden. Das Heilshandeln an Israel wie auch an den Völkern liegt allein in Gottes Hand. Israels Rettung geschieht allein durch Gott, und Paulus in gut prophetischer Tradition maßt sich nicht an zu wissen, worin Gottes Handeln bestehen wird.

Israel bleibt unverbrüchlich Gottes Augapfel. Wenn es denn einen Auftrag der Kirche gegenüber Israel geben kann, kann dieser nur darin bestehen, diese einzigartige Beziehung auf Augenhöhe zu respektieren und sich solidarisch an die Seite dieses Augapfel Gottes zu stellen.



„Wir als die hinzugekommenen jüngeren Geschwister Israels taten und tun uns oft schwer damit, das geheimnisvolle Handeln des Vaters zu begreifen. Mittlerweile sollten wir jedoch erwachsen geworden sein und verstehen, wieviel wir den älteren Geschwistern für ihr Tun und Lassen verdanken.“

Daniela Koepler

Orgelvorspiel

Begrüßung

„Wohl dem Volk, dessen Gott der Herr ist, dem Volk, das er zum Erbe erwählt hat.“ (Ps 33,12) Der Wochenspruch aus Psalm 33 begrüßt uns zum Gottesdienst am Israel-Sonntag.

Wir sind an diesem Sonntag aufgerufen zu bedenken, was uns mit dem jüdischen Volk verbindet, das Gott sich zum Erbe der Verheißung erwählt hat. Wir wollen dem Geheimnis der jüdisch-christlichen Verbundenheit mit der Bibel auf den Grund gehen und diese Verbundenheit feiern. Wir feiern diesen Gottesdienst

Votum

Im Namen des Einen Gottes Israels,
Schöpfer des Himmels und der Erde,
im Namen des Einen Gottes,
der durch Jesus Christus sein rettendes Wort zu
uns, den Völkern der Welt, bringt,
im Namen des Einen Gottes, Quelle der Geistkraft,
die zum Leben befreit. Amen.

Lied EG 317: Lobe den Herren...

Hinführung zur Psalmlesung

In Verbundenheit mit dem Volk Israel preisen wir Gott und stimmen ein in die Worte des Psalmeters:

Psalm 122,1–9

Hinführung zum Gloria Patri

Mit der ganzen Christenheit loben wir Gott und singen:
Ehre sei dem Vater, durch den Sohn, im Heiligen Geist...

Confiteor

Einziger Gott, du hältst deinem Volk Israel bis heute die Treue.
Bis heute stehst du zu deinen Verheißungen.
Bis heute ist dir Israel kostbar wie dein Augapfel.
So wird es bleiben. Wir bekennen:
Die Christenheit hat das lange übersehen.
Wir haben lange gemeint,
wir seien an Israels Stelle getreten und deine Liebe gelte nur noch uns.
Gott, vergib uns unsere Blindheit und unsere Selbstgerechtigkeit.

Eingangsliturgie

L.: Kyrie eleison G.: Herr, erbarme dich....
L.: Christe eleison G.: Christus erbarme dich...
L.: Kyrie eleison G. Herr, erbarm dich über uns.
G: Ehre sei Gott in der Höhe und auf Erden Fried.
L.: Den Menschen ein Wohlgefallen.
EG 179: Allein Gott in der Höh sei Ehr und Dank für seine Gnade...

Kollektengebet

Ewiger Gott,
Du hast uns aus den Völkern an die Seite deines Volkes Israel gerufen.
Wir bitten dich: Lass uns Verbindendes entdecken und Israels eigene Wege achten.
Segne die Anfänge neuen Verstehens.

Lehre uns Geschwisterlichkeit, die aus deiner Treue lebt.

Du, unser Gott, sei hochgelobt in Ewigkeit.
Amen.

Hinführung zur Lesung aus dem Alten Testament

Den ersten Teil unserer Heiligen Schrift teilen wir mit dem Judentum: unser Altes Testament, oder wie man auch sagen kann: das Erste Testament, die Hebräische Bibel.

Präfamen zur alttestamentlichen Lesung

Im zweiten Buch Mose wird beschrieben, wie Gott sein Volk aus der Sklaverei befreit und sich ihm anschließend am Berg Sinai offenbart. Von der besonderen Beziehung zwischen Gott und seinem Volk Israel lesen wir im 2. Buch Mose, Kapitel 19, Verse 1 bis 6:

Schrift-Lesung: Ex 19,1–6

Lied EG 293, 1–2: Lobt Gott den Herrn...

Die Gebote der Gottes- und Nächstenliebe sind fest in der Hebräischen Bibel verankert.

Ein Lehrer Israels und Jesus tauschen sich über diese Grundlage aus.

Wir hören davon aus dem Evangelium nach Markus im 12. Kapitel, Verse 28 bis 34:

Schrift-Lesung: Mk 12,28-34

Glaubensbekenntnis: Ev. Gottesdienstbuch Seite 541 oder Glaubenslied von Gerhard Bauer nach EG 184.

Lied der Woche EG 290, 1+ 5–7: Nun danket Gott, erhebt und preiset...

Predigt zu Röm 11,25–32

Liebe Gemeinde,

jedes Jahr am 10. Sonntag nach Trinitatis wird in protestantischen Gottesdiensten die jüdisch-christliche Verbundenheit in den Mittelpunkt gestellt. Der Israelsonntag wurde erst nach der Schoah, der fast völligen Vernichtung des europäischen Judentums, eingeführt, und er macht deutlich, dass sich nach 1945 in den Kirchen ein Perspektivenwechsel vollzogen hat. Die Kirchen begannen zu verstehen, dass in den Jahrhunderten zuvor auch ihre Lehren und Predigten dazu beigetragen hatten, dass Jüdinnen und Juden unter Diskriminierungen, Verfolgungen und entsetzlichen Mordtaten einer christlichen Mehrheit leiden mussten. Erst in den Jahrzehnten nach der Schoah entwickelte sich in den Kirchen ein neues Bewusstsein für die bleibende Erwählung Israels und die *unauflösbare* Verbundenheit von Christentum und Judentum. Es ist wichtig, neben den schmerzhaften Erinnerungen an zugefügtes Leiden immer wieder auch daran zu erinnern, dass die jüdisch-christliche Verbundenheit unauflösbar zur christlichen Identität dazugehört. Unauflösbar im Sinne von unaufhebbar, unauflösbar aber auch im Sinne eines kaum verstehbaren Geheimnisses, das das Verhältnis von Juden und Christen umgibt. Heute lädt uns der jüdische Völkerapostel Paulus ein, die unauflösbare christlich-jüdische Verbundenheit aus biblischer Sicht zu verstehen. Er ist davon überzeugt, dass Israel und die Völker aus göttlicher Vorsehung miteinander verflochten sind. Paulus blickt in die Tiefe dieses Miteinanders. Ich lese einen Auszug aus seinem Brief an nichtjüdische Anhänger Jesu in Rom, er steht im 11. Kapitel (Verse 25 bis 32):

25 Ich will euch, Brüder und Schwestern, dieses Geheimnis nicht verhehlen, damit ihr euch nicht selbst für klug haltet: Verhärtung ist einem Teil Israels (nach anderer Übersetzung: „ist Israel für eine gewisse Zeit“; D.K.) widerfahren, bis die volle Zahl der Heiden hinzugekommen ist.

26 Und so wird ganz Israel gerettet werden, wie geschrieben steht (Jesaja 59,20; Jeremia 31,33): „Es wird kommen aus Zion der Erlöser; der wird abwenden alle Gottlosigkeit von Jakob.

27 *Und dies ist mein Bund mit ihnen, wenn ich ihre Sünden wegnehmen werde.“*

28 *Nach dem Evangelium sind sie zwar Feinde um euretwillen; aber nach der Erwählung sind sie Geliebte um der Väter willen.*

29 *Denn Gottes Gaben und Berufung können ihn nicht gereuen.*

30 *Denn wie ihr einst Gott ungehorsam gewesen seid, nun aber Barmherzigkeit erlangt habt wegen ihres Ungehorsams,*

31 *so sind auch jene jetzt ungehorsam geworden wegen der Barmherzigkeit, die euch widerfahren ist, damit auch sie Barmherzigkeit erlangen.*

32 *Denn Gott hat alle eingeschlossen in den Ungehorsam, damit er sich aller erbarme. „Ich will euch, Brüder und Schwestern, dieses Geheimnis nicht verhehlen, damit ihr euch nicht selbst für klug haltet.“*

Bevor wir dem Geheimnis nachgehen, sollten wir uns zunächst eines klarmachen:

Paulus schrieb seinen Brief unter Bedingungen, die mit unserer Zeit heute nicht mehr vergleichbar sind. Die Anhänger Jesu waren eine jüdische Glaubensbewegung – von „Christen“ war noch nicht die Rede. Wie viele Menschen damals, glaubte Paulus daran, dass das Ende der Zeiten kurz bevorstehe.

So rechnete er damit, dass noch in seiner Lebenszeit Christus als Messias Israels wiederkommen würde. Er konnte nicht ahnen, dass die Wiederkunft auf sich warten ließ und dass sich in all den Jahren des Wartens eine Kirche entwickeln würde, die überwiegend aus Christen heidnischer oder nicht-jüdischer Herkunft besteht.

Paulus konnte außerdem nicht voraussehen, dass sich ein über Jahrtausende andauernder jüdisch-christlicher Gegensatz entwickeln würde und ein christlicher Hochmut, vor dem er zu seiner Zeit die Anhänger Jesu in Rom gewarnt hatte: *Haltet euch nicht selbst für klug!* Er hat wohl geahnt, dass der Hochmut anderer Völker seinem Volk Israel schaden könnte. Paulus machte sich offenbar Sorgen um Israel, weil die große Mehrheit Jesus ablehnte. Würde es damit Gottes Heilsplan durchkreuzen?

Die Fragen, mit denen Paulus rang, betreffen uns noch heute.

Denn Unverständnis und eine hochmütige Haltung gegenüber Jüdinnen und Juden gibt es in unserer Gesellschaft und in unseren christlichen Gemeinden immer noch. Jüdinnen und Juden wird offen oder verdeckt immer wieder vorgeworfen, dass sie Jesus als ihren Heiland ablehnen. Ja, Jüdinnen und Juden lehnen Jesus als Retter und Heiland ab. Erst Recht in Anbetracht des Leides, das dem jüdischen Volk von Anhängern Jesu angetan worden ist.

Der jüdische Gelehrte Schalom Ben Chorin, der als junger Mann aus Nazi-Deutschland nach Palästina fliehen musste und zu einem Pionier des jüdisch-christlichen Dialogs wurde, brachte es auf den Punkt, als er sagte: „Der Glaube Jesu (*an den einen Gott Israels, D.K.*) eint uns, aber der Glaube an Jesus trennt uns.“ Ein anderer Pionier des christlich-jüdischen Dialogs, der protestantische Theologe Friedrich-Wilhelm Marquardt, gibt uns stattdessen eine präzise Aufgabe auf, wenn er sagt: *„Wir werden den christlichen Antijudaismus erst hinter uns haben, wenn es uns theologisch gelingt, mit dem jüdischen Nein zu Jesus Christus etwas Positives anzufangen.“*

Paulus konnte durchaus *mit dem jüdischen Nein zu Jesus Christus etwas Positives* anfangen. Als Jude und pharisäischer Schriftgelehrter (vgl. Apg 22,3) forscht er, wie Juden es auch heute tun, in den Schriften Israels, um dem Geheimnis des Handelns Gottes auf den Grund zu gehen. Beim Propheten Jesaja wird er fündig und zitiert ihn so (Jes 59,20):

„Es wird kommen aus Zion der Erlöser; der wird abwenden alle Gottlosigkeit von Jakob.“

Mit „Jakob“ ist der Ur-Vater der zwölf Stämme Israels gemeint, hier ist also von Israel als Ganzem die Rede. „Zion“ wiederum ist eine andere Bezeichnung für Jerusalem. Hier stand noch der heilige Tempel, in der Zeit, als Paulus seinen Brief verfasste. Zion, Jerusalem, gilt als Wohnsitz des Gottes Israels.

Auf diesem Ort liegen verständlicher Weise viele Hoffnungen. Jesaja kündigt an, dass Gott selbst sich *für Zion* aufmachen wird, um Israel zu erlösen.

Nun fällt in dem Paulus-Brief auf, dass hier ein kleines sprachliches Detail von Jesaja abweicht. Aus dem angekündigten Retter „für Zion“ (Jes 59,20) ist in dem Brief der Retter „aus Zion“ geworden. Mit dieser kleinen sprachlichen Veränderung bringt Paulus – ob absichtlich oder nicht – folgende Jesaja-Worte zum Klingen: *„Denn aus Zion wird Weisung ausgehen und des Herrn Wort von Jerusalem.“* (Jes 2,3)

In diesem Satz liegt Musik. Gesungen wird er jedes Mal von Jüdinnen und Juden, wenn die Tora-Rolle aus ihrem Schrein gehoben und zu den Gemeindegliedern in der Synagoge getragen wird: *„Ki mitsiyon teitsei torah, ud'var Adonai mi'rushalayim“*: „(...) aus Zion wird Weisung ausgehen und des HERRN Wort von Jerusalem.“ An anderer Stelle sagt Gott dann Ähnliches durch Jesajas Mund: *„Merke auf mich, mein Volk, höre mich, meine Leute! Denn Weisung wird von mir ausgehen, und mein Recht will ich gar bald zum Licht der Völker machen.“* (Jes 51,4)

Hier kommen nun die heidnischen Völker und somit wir Christen ins Spiel: Gottes Weisung aus Zion wird zum Licht der Völker werden. Jesaja malt sich das so aus: *„(...) aus Zion wird Weisung ausgehen und des HERRN Wort von Jerusalem. Und er wird richten unter den Nationen und zurechtweisen viele Völker. Da werden sie ihre Schwerter zu Pflugscharen machen und ihre Spieße zu Sichel. Denn es wird kein Volk wider das andere das Schwert erheben, und sie werden hinfert nicht mehr lernen, Krieg zu führen.“* (Jes 2,3f.)

Das Wort Gottes also soll die Völker erreichen mit dem Ergebnis, dass kein Volk mehr gegen ein anderes Volk Krieg führen wird – die Völker nicht mehr gegen Israel, Israel nicht mehr gegen die Völker.

Von Zion geht die Tora, Gottes friedliche Weg-Weisung, hinaus in alle Welt. Paulus handelte danach, indem er hinausging zu den Völkern und ihnen das Evangelium von Jesus brachte.

Was für Israel die Tora, sollte also Jesus für die Völker werden: Wort und Weisung Gottes. Eine freiheitlich-friedliche Weg-Weisung. (Vgl. das Evangelium des Sonntags, Mk 12,28–34)

„Es wird kommen aus Zion der Erlöser“ – für Israel und für die Völker war und ist dies eine frohe Friedensbotschaft! Denn wenn sich dieser Frieden bewahrheiten sollte, dann würde tatsächlich „ganz Israel gerettet werden“.

Paradoxerweise musste das Volk Israel dafür aber erst „Nein“ zu Jesus Christus zu sagen. Wir erhalten hier Einblick in das Geheimnis göttlicher Pädagogik!

Es ist, als ob ein Vater sein ältestes Kind strikt davon abhält, Wasser und Brot – wie Jesaja Gottes Wort später poetisch umschreibt (vgl. Jes 55,1–5) – entgegen zu nehmen, damit endlich mal das jüngere Geschwisterkind an die Reihe kommt und sich an guter Speise laben kann.

Gott veranlasst Israel, seinen erstgeborenen Sohn (Ex 4,22), also absichtlich dazu, ungehorsam zu sein, obwohl die väterlichen Weisungen bisher eigentlich nur an ihn gerichtet waren. Allerdings dient sein Ungehorsam einem guten Zweck! Denn nun kann auch das jüngere Kind seinen Teil erhalten und Gottes Barmherzigkeit kosten.

Israel jedenfalls ist weiter seinen eigenen Weg gegangen und bleibt dem am Sinai geschlossenen Bund treu. Auch den Vater wird nichts von seiner Bindung an sein älteres Kind abbringen. *„Denn Gottes Gaben und Berufung können ihn nicht gereuen“* (Röm 11,29) fasst Paulus zusammen.

Wir als die hinzugekommenen jüngeren Geschwister Israels taten und tun uns oft schwer damit, das geheimnisvolle Handeln des Vaters zu begreifen. Mittlerweile sollten wir jedoch erwachsen geworden sein und verstehen, wieviel wir den älteren Geschwistern für ihr Tun und Lassen verdanken. Wenn Dankbarkeit statt Missgunst oder Misstrauen die Haltung gegenüber Israel sein wird, dann wird es ihm wahrhaftig eines Tages vergönnt sein, in Frieden zu leben – „gerettet“ zu werden. Das jedenfalls entspricht wohl eher Gottes Heilsplan. Und doch bleibt Gottes Handeln oft unverständlich, mindestens steckt etwas Ironie darin: Gott lässt Israel „verhärten“, damit es sich in seinem Sinne entwickeln kann und lässt es ungehorsam sein, damit die Völker göttliche Barmherzigkeit erfahren.

Als Christen sind wir dazu aufgerufen, dem Evangelium, der frohen Friedensbotschaft zu folgen. Es würde tatsächlich Erlösung und Rettung für alle bedeuten, wenn die Völker „Schwerter zu Pflugscharen“ machen und „Spieße zu Sicheln.“

Im praktischen Alltag beginnt diese Vision damit, auf die eigene Haltung Fremden gegenüber zu achten. Es bedeutet, Hass und Hetze gegenüber allen Menschen anderer Herkunft und Glaubens etwas entgegen zu setzen. Es bedeutet v.a. auch, auf antisemitische Anfeindungen gegenüber Jüdinnen und Juden scharf zu reagieren, solidarisch an ihrer Seite zu stehen und jeder Form von Judenfeindlichkeit durch Wort und Tat Widerstand zu leisten.

Wird sich das jüdisch-christliche (und das jüdisch-christlich-muslimische) Verhältnis eines Tages überall auf der Erde so gestalten, dann hat Frieden eine Chance. Dann kann die Zukunft durch jeden und jede von uns hell und verheißungsvoll werden: „Denn es wird kein Volk wider das andere das Schwert erheben...“ Der Tag, an dem diese Zukunft beginnt, ist heute.

Amen.

Lied EG 620: Freunde, dass der Mandelzweig...

Abkündigungen

Lied EG 361, 1+3–6: Befehl du deine Wege...

Fürbitten mit wiederkehrendem Gebetsruf
EG 433: *Hevenu schalom alejchem*

Gott,
der du uns das Leben geschenkt hast – und den Glauben an Dich:
es möge wohl ergehen denen, die dich lieben,
dass niemals aufhöre dein Lobpreis in der Welt:
Wir bitten...*Hevenu schalom alejchem!*

Es möge Friede sein in den Mauern von Jerusalem bis Athen, in den Städten und Dörfern dieser Welt. Um unserer jüdischen Geschwister und Freunde aus anderen Völkern willen.

Und um deines heiligen Namens willen:
Wir bitten...*Hevenu schalom alejchem!*

Wir wissen, wenn Du nicht das Haus der Versöhnung zwischen Menschen, zwischen Christen, Juden und Muslimen baust, so bauen wir daran umsonst.
Stärke uns durch die Kraft deines Heiligen Geistes.
Wir bitten...*Hevenu schalom alejchem!*

Hilf, dass wir in ganzer Tiefe begreifen, was es heißt, dass dein Sohn in Israel zur Welt gekommen ist.

Mach uns wachsam gegen jede Form von Antisemitismus.

Breite Frieden über Israel und seine Nachbarn und Gerechtigkeit über die ganze Erde.

Wir bitten...*Hevenu schalom alejchem!*

Behüte uns und alle, die wir in Gedanken in unser Gebet einschließen vor allem Übel.

Wir beten für sie und uns gemeinsam:

Vaterunser

Segenswort

Geht in die neue Woche mit dem Segen des Gottes Abrahams, Isaaks und Jakobs, des Vaters Jesu:

Aaronitischer Segen

Orgelnachspiel

Autor*innen und Redakteur*innen

Prof. Dr. Kathy Ehrensperger hat die Forschungsprofessur Neues Testament in jüdischer Perspektive am Abraham Geiger Kolleg inne. Sie studierte ev.-ref. Theologie in Basel und Bern und war als Pfarrerin in Basel tätig, bevor sie Neues Testament an der School of Theology, Religious Studies and Islamic Studies der University of Wales, Trinity Saint David, in Großbritannien lehrte. Zu ihren Forschungsschwerpunkten zählen: u.a. Geschichte und Literatur der Zeit des Zweiten Tempels und Texte des Neuen Testaments als Dokumente jüdischer Tradition und Geschichte sowie Paulus.

Prof. Dr. Hanspeter Heinz studierte Theologie in Rom während des Zweiten Vatikanischen Konzils, wo er 1965 zum Priester geweiht wurde. Seit 1983 ist er bayerischer Landpfarrer in Friedberg-Bachern und Lehrstuhlinhaber für Pastoraltheologie an der Universität Augsburg bis 2005. Von 1974 bis 2016 leitete den Gesprächskreis „Juden und Christen“ beim Zentralkomitee der deutschen Katholiken (ZdK). 2015 erhielt er zusammen mit dem Gesprächskreis die Buber-Rosenzweig-Medaille.

Dr. Daniela Koepler ist Pastorin und Referentin für *Kirche und Judentum* im Haus kirchlicher Dienste der Ev.-Luth. Landeskirche Hannovers. Sie studierte evangelische Theologie und Jüdische Studien in Oldenburg, Jerusalem und Bonn. Sie promovierte über die Geschichte und theologische Bedeutung der Internationalen Jüdisch-Christlichen Bibelwoche und der Ständigen Konferenz von Juden, Christen und Muslimen in Europa (JCM).

Wolfgang Hüllstrung, Pfarrer und Kirchenrat, Studium der Ev. Theologie, Philosophie, Altorientalistik, Semiotik in Bonn, Tübingen, Hamburg, New Haven (USA) und Heidelberg. Nach 10 Jahren Gemeindepfarramt in Andernach und Koblenz ist er seit dem 1.9.2018 Beauftragter der Ev. Kirche im Rheinland für Christlich-Jüdischen Dialog. Zugleich ist er Vorsitzender der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Koblenz.

Prof. Dr. Daniel R. Langton ist Professor für Jüdische Geschichte und Co-Direktor des „Centre für Jewish Studies“ (CJS). Zu seinen Schwerpunkten in Forschung und Lehre zählen unter anderem der jüdisch-christliche Dialog und jüdische Perspektiven auf das Neue Testament.

Apl. Prof. Dr. Ursula Rudnick ist Beauftragte der Ev.-luth. Landeskirche Hannovers für Kirche und Judentum im Haus kirchlicher Dienste in Hannover. Sie promovierte am Jewish Theological Seminary of America in New York. In ihrer Habilitation beschäftigt sie sich mit dem Judentum als Thema zeitgenössischer protestantischer kirchlicher Bildungsarbeit. Sie lehrt an der Leibniz Universität Hannover.

Dr. Axel Töllner, Pfarrer, ist Beauftragter für den christlich-jüdischen Dialog in der Ev.-Luth. Kirche in Bayern. Er studierte evangelische Theologie und Judaistik in Erlangen, Kiel und Jerusalem. In seiner Promotion beschäftigte er sich mit dem „Arierparagrafen“ und den bayerischen Pfarrfamilien mit jüdischen Vorfahren im „Dritten Reich“.

